

A photograph of a cityscape at sunset. On the left, a tall building is under construction, with a crane visible at the top. The sun is low on the horizon, creating a warm, golden glow over the city. The foreground is filled with dense, multi-story buildings, and the background shows a hazy city skyline.

# Ausweitung der Kunstzone

Beirut ist noch immer eine gefährliche Stadt. Zugleich ist sie in den letzten Jahren zum Hotspot der Kunstwelt geworden, woran die Galeristin Andrée Sfeir-Semler großen Anteil hat. Eine Reise in die brüchige Realität des Nahen Ostens

*Von* Annabelle Hirsch *Fotos* Jens Schwarz

**D**as erste Mal Beirut, erklärte der einzige Bekannte, der schon einmal dort gewesen war, sei wie ein Trip. „Es ist ein Rausch“, flüsterte er mit leuchtenden Augen, „es wird dich umhauen.“ Als ich im Juni die Hauptstadt des Libanon besuchte, um mithilfe der Hamburger Galeristin Andrée Sfeir-Semler die Beiruter Kunstszene kennenzulernen, war es dann auch genau so. Nicht weil die Stadt so schön ist, das ist sie nicht. Sie ließe sich eher als eine ewige Baustelle beschreiben, in der viele heterogene Elemente wild zusammengewürfelt sind: Egal von wo aus man in den Himmel schaut, überall durchrastern ihn hell erleuchtete Baukräne. Die grauen Apartmentblocks von Hamra sind frei von jeg-

lichem Charme, und das nach dem Bürgerkrieg neu hochgezogene Viertel Downtown gleicht einem Shopping-Village für reiche Araber. Dann gibt es natürlich noch die mit Einschusslöchern übersäten Häuserwände, die an die blutigen Konflikte zwischen 1975 und 1990 erinnern. Inzwischen leben die verschiedenen Kulturen und Konfessionen wieder in einem chaotischen, aber friedlichen Durcheinander miteinander. Eine Einheit bildet die Stadt jedoch bis heute nicht, alles ist provisorisch. Das raubt Kraft, wirkt aber auch elektrisierend. Oder wie die libanesische Schriftstellerin und Malerin Etel Adnan schreibt: „Was einen in Beirut vor der Depression rettet, ist die Schwierigkeit, hier zu leben.“ Die Zeit fließt in Beirut nicht, sie rast, sie stockt, es knallt,

man wacht auf und ist sich auf einmal nicht mehr sicher, was nun real und was geträumt war.

Was für Kunst kann an einem so instabilen Ort überhaupt entstehen? Und wer will sie zeigen, wer sie sehen? Fragen, die mir die Galeristin Andrée Sfeir-Semler beantworten soll. Unsere erste Begegnung beginnt sehr „beirutisch“: ganz anders als geplant. Wer konnte auch ahnen, dass eine Karte und Adresse hier in etwa so hilfreich sind wie Boxhandschuhe im Ballett? Dem aus dem hupenden Autofluss herausgewunkenen Taxifahrer muss man statt einem Straßennamen eine Beschreibung à la „Hier ist der Blumenladen von Bernhard, daneben siehst du das Sleep-Comfort-Gebäude, dort biegst du links ab“ liefern. Kann man das nicht, kommt man schnell in die Verlegenheit, einen ganzen Vormittag mit einem schwitzenden, immer verzweifelter dreinschauenden Chauffeur durch die Stadt zu kurven. Als ich Dutzende Telefonate später das ehemalige Fabrikgebäude an einer mit Schlaglöchern übersäten Straße samt benachbarter Mülldeponie erreiche, wechsle ich von einer Welt aus Staub und Gestank in einen klassischen White Cube: zwei große Hallen, weiß verputzte Wände, Fensterfronten mit viel Tageslicht.

Die zierliche Galeristin empfängt mich mit einem perplexen Lächeln: „Wo haben Sie bloß diesen Idioten aufgebabbelt? Jetzt trinken wir erst mal einen Espresso.“ Sie trägt ein Ensemble aus dunkelblauer Seide und schwarze Lackschuhe von Miu Miu, ihre braun gewellten Haare fallen locker auf ihre Schultern. Sie fixiert mich mit forderndem, aber weichem Blick, und ich kann nichts erkennen, was ihrem Ruf, eine harte, schwierige Frau zu sein, entspräche. Aber vielleicht liegt das auch daran, dass viele Leute Entschlossenheit nicht von Härte unterscheiden können. Denn entschlossen, mutig und wahnsinnig stur ist Sfeir-Semler. Dem Libanon kehrte sie 1975 den Rücken – der Liebe zu einem Deutschen wegen. Nach ihrer Promotion beim Soziologen Pierre

**Der Ausstellungsraum Artheum gehört zu den wichtigsten Adressen der Beiruter Kunstszene. Rechts die Galeristin Andrée Sfeir-Semler, die hier als Erste einen White Cube eröffnete. Vorige Doppelseite: Kräne, Chaos und dahinter das Meer**





*Mounira Al Solh: „Ich habe lange gebraucht, um mich als Künstlerin zu sehen. Ich hatte das Gefühl zu lügen.“*



Bourdieu gründete sie eine Galerie in Kiel, die 1998 nach Hamburg zog. Und als sie 2005 beschloss, den ersten White Cube im Nahen Osten zu eröffnen, ignorierte sie konsequent alle Einwände. „Es war natürlich verrückt“, sagt sie und schiebt mir eine Schachtel Godiva-Pralinen herüber, „alle rieten mir davon ab, sogar Walid Raad war dagegen. Dabei bin ich durch ihn erst auf die Idee gekommen.“

Walid Raad ist mit seinem fiktiven Kollektiv The Atlas Group einer der bekanntesten arabischen Künstler, seine Arbeit „Scratching on Things I Could Disavow“ war auf der documenta 13 zu sehen. Wie viele seiner Kollegen lebt Raad nur wenige Wochen im Jahr in Beirut, er unterrichtet an der Cooper Union School in New York. Sfeir-Semlers Idee mit der Galerie schien ihm, wie er mir einige Tage später erzählt, „absolut selbstmörderisch“.

Zum einen, weil die politische Lage damals besonders kritisch war – der Premier Rafik Hariri war wenige Monate zuvor bei einem Anschlag ums Leben gekommen –, vor allem aber auch, weil es so etwas wie eine Kunstszene nicht einmal in Ansätzen gab. „Wissen Sie, in Zeiten des Krieges ist Kunst das Letzte, für das man sich interessiert. Zwischen den Künstlern der Generation von Walid und denen, die vor dem Bürgerkrieg hier waren, herrscht eine große Kluft“, erzählt Andrée Sfeir-Semler.

Sie musste die Jüngeren erst finden und verstehen, worum es ihnen geht. Die meisten von ihnen wurden während des Krieges geboren, sie suchen nach einem Zugang zu ihrer Geschichte, ihren Wurzeln. „Verstehen, woher sie kommen, um zu wissen, wohin sie gehen!“, sagt sie jetzt plötzlich auf Französisch, was mich nicht wundert, weil hier jeder mit Sprachen jongliert wie mit bunten Bällen. Das Arbeiten mit gefundenen Fotografien und Dokumenten, das Archivieren, wie es die Arab Image Foundation seit den 1990er-Jahren tut, sei deshalb vor allem im ersten Jahrzehnt nach dem Krieg so wichtig gewesen. Anhand historischer Bilder, die palästinensische Widerstandskämpfer zeigen, aber auch Nachtclubtänzer aus Kairo oder kleine Mädchen in Tripoli, rekonstruieren die Künstler arabische Geschichte und schaffen Erinnerungen – reale oder fiktive, das ist im Grunde gleich, die eine Wahrheit gibt es im Chaos sowieso nicht.

**Das Bild „Photoshop“ stammt von Bassam Ramlawi, einem fiktiven Maler. Dahinter verbirgt sich Mounira Al Solh (oben auf der Terrasse ihres Ateliers in Gemmayzeh)**



**Eine der schönsten Ecken Beiruts ist das christliche Zentrum Achrafieh. Den Film „Cabaret Crusades“ (re.) drehte der ägyptische Künstler Wael Shawky (u.)**



**Schweres Gepäck: Rayyane Tabet (re. in seiner Schau bei Sfeir-Semler) gießt seine frühen Erinnerungen in Beton. Die Tasche steht für permanente Fluchtbereitschaft**

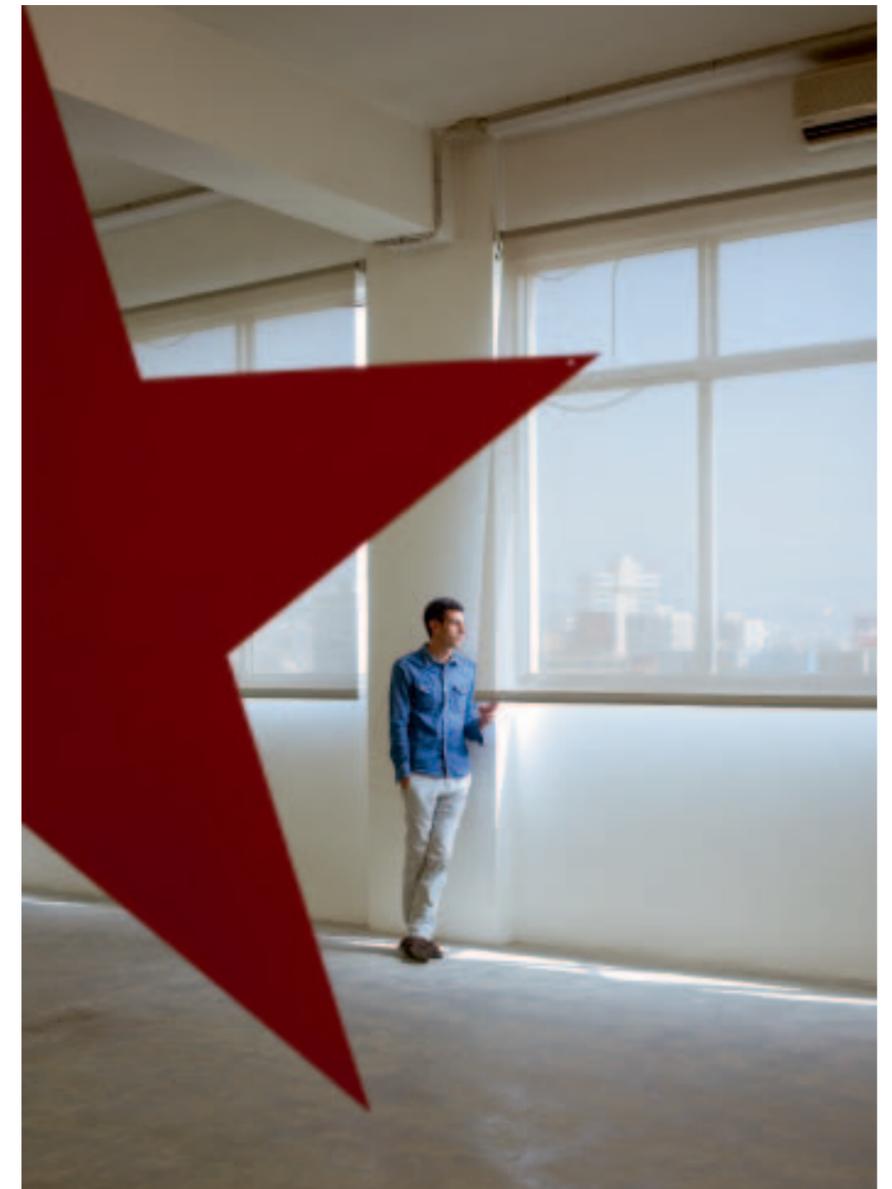


Bild links unten: Courtesy Sfeir-Semler Gallery, Beirut und Hamburg

*Marwan Rechmaouis Atelier liegt abseits  
des Stadtzentrums, kurz vor den Bergen.  
Hier draußen ist der Künstler ein Exot*



Die Assistentin der Galeristin klopft an der Tür. Wir sollen langsam los zur Ausstellungseröffnung. Sfeir-Semler fährt ihr Auto so, wie sie ihre Galerie führt: mit Vollgas. Der Ausstellungsraum Artheum liegt direkt an einer Schnellstraße, am Eingang hat sich schon eine rauchende Mensentraube versammelt, darunter der ägyptische Künstler Wael Shawky, die Journalistin Kaelen Wilson-Goldie, der deutsche Theatermacher Matthias Lilienthal, die Leiterin der Sharjah Art Foundation, Sheikha Hoor Al-Qasimi, die deutsch-libanesische Galeristin Naila Kunigk. Es herrscht ein Klassentreffengefühl, das man aus dem globalen Kunstbetrieb kennt. Die meisten sind hier wegen des sechsten Home Works Festivals: Alle drei Jahre richtet Ashkal Alwan, Beiruts Plattform für zeitgenössische Kunst, unter der Leitung der Kuratorin Christine Thomé ein Kunstfestival aus. Über mehrere Wochen finden bei Ashkal Alwan und im Beirut Art Center Symposien, Filmvorführungen und Performances statt.

Beim Blick auf das Programm wird schnell klar: Hier geht es mehr darum, über Kunst zu diskutieren, als Kunst zu schauen. Und wer über Kunst spricht, redet hier gleichzeitig über Politik. Die Ausstellung im Artheum gibt dafür in gewisser Weise den Startschuss. Zu sehen sind viele Videoarbeiten, Fotografien und Collagen, aber auch sehr zarte Werke, etwa die gebetteten Porzellanvögel der Koreanerin Min Jeong Seo. Denn es sind keineswegs nur arabische Künstler vertreten, wie ich es erwartet hatte. Es geht um das Verhältnis zu Geschichte, Zeit und Raum und darum, wie dieses sich an so unterschiedlichen Orten wie Bagdad, Peking oder Alexandria in Kunst niederschlägt.

Wael Shawky steht in der Abendsonne und ärgert sich, dass Kritiker seinen Film „Cabaret Crusades“ immer mit dem Arabischen Frühling in Verbindung bringen, dabei habe er schon zehn Jahre zuvor daran gearbeitet. Doch das sei für Künstler dieser Region immer die Gefahr: „Wenn Revolution oder Krieg herrschen, dann sehen die Leute in jedem Kunstwerk einen Kommentar zu den aktuellen Ereignissen.“ Und während sich Shawky weiter über diese falsche Herangehensweise echauffiert, weil die Haltbarkeitsdauer einer solchen Kommentarkunst ja wohl ziemlich kurz ist, liefern sich Bei-

**Rechts Marwan Rechmaouis Arbeit „The Yacoubian Building“. Ihm und anderen jungen Künstlern bietet seit 2009 das Beirut Art Center (oben) eine Plattform**



*Marwan Rechmaoui: „Ob ich ein politischer Künstler bin? Im Libanon Künstler zu sein ist per se politisch.“*



Bild rechts unten: Courtesy Sfeir-Semler Gallery, Beirut und Hamburg

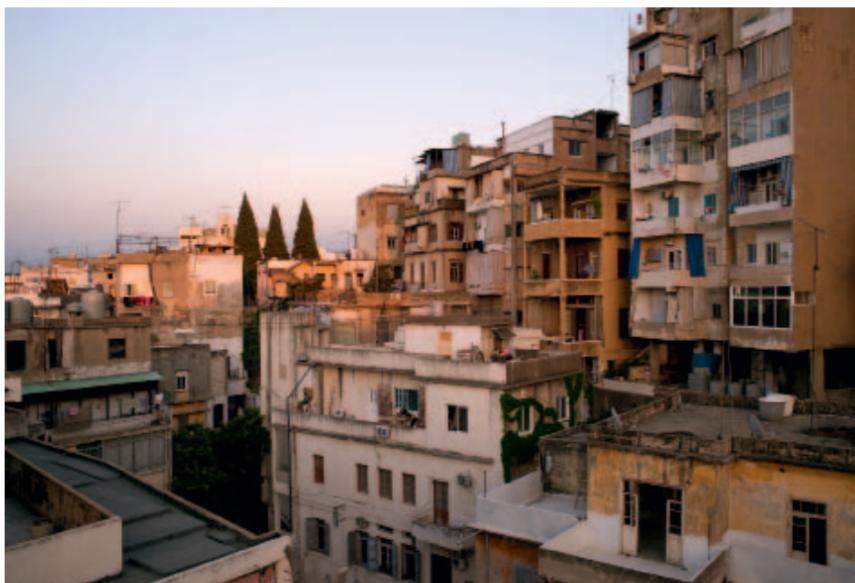
ruts toughe Kunstfrauen zur Begrüßung einen kleinen Städtedisput: „Wo bist du gewesen? In New York? Scheiß auf New York! Beirut: That's where it's happening!“, raunt Christine Thomé, als sie Sfeir-Semler sieht. Die kontert herzlich: „Christine, du bist eben der Innen-, ich der Außenminister.“ Beide lachen.

Am nächsten Tag in der Galerie Sfeir-Semler (diesmal dauerte die Fahrt nur 15 Minuten) trifft sich eine ähnliche Runde. Rayyane Tabet, „der jüngste Sohn der Galerie“, wie die Chefin ihn nennt, macht eine Einführung zu seiner Schau „The shortest distance between two points“. Tabet ist neunundzwanzig und sieht aus, wie man als aufstrebender Künstler heute aussieht: wie ein Model. Mit sanfter Stimme entwickelt er seine Geschichte an den ausgestellten Elementen entlang; einem Schlauch arrangierter Messingringe, einer hängende Leiste aus Stempelkarten, einem Stern-Pferd-Kreis-Gebilde, das wie ein Mobile von der Decke hängt. Seine Erzählung handelt von der 1214 Kilometer langen Transarabischen Pipeline, die in den 1940er-Jahren ein amerikanisches Unternehmen von Saudi-Arabien bis nach Beirut baute. Wegen der zunehmenden Instabilität wurde der Betrieb der Pipeline irgendwann eingestellt, sie geriet in Vergessenheit. Rayyane schließt mit den Worten: „Man sieht hier sehr gut, dass geopolitische Parameter die Geometrie außer Kraft setzen können. Dann ist die kürzeste Distanz zwischen zwei Punkten nicht mehr die gerade Linie, sondern eine Kurve.“

Jessica Flay, die Leiterin der Pariser Kunstmesse Fiac, strahlt den jungen Mann begeistert an. Tabet reißt einen mit, wenn er anfängt, wie ein Detektiv in kollektiven Erinnerungen zu bohren. Seine eigenen Rückblenden stehen im Atelier im hinteren Bereich der Galerie. Er zeigt auf zwei in Beton gegossene Reisekoffer, eine Arbeit aus der Serie „Five Distant Memories“: „Als ich ein Kind war, stand neben meinem Bett immer ein gepackter Koffer – für den Fall, dass wir abhauen müssen.“ Zum Studieren ist Rayyane dann wirklich abgehauen. In die USA zu Walid Raad.

Für die meisten Künstler seiner Generation ist dieser Schritt in den Westen notwendig. Mounira Al Solh, die ich am nächsten Tag im Café International auf

**Mit „The shortest distance between two points“ rekonstruiert Rayyane Tabet in der Galerie Sfeir-Semler die vergessene Geschichte der Transarabischen Pipeline**



*Andrée Sfeir-Semler: „Es geht mir darum, nicht nur die libanesischen Kunst zu fördern, sondern die arabische.“*



**Andrée Sfeir-Semler in der Villa ihrer Familie. Rechts an der Wand hängt eine Fotoarbeit von Walid Raad, des ersten libanesischen Künstlers, den sie vertrat**

der belebten Gemmayzeh Street treffe, erklärt, das mit dem Ausland sei eine Frage des Selbstbewusstseins. „Ich habe lange gebraucht, um mich als Künstlerin zu sehen. Das kam erst durch meine Zeit in Amsterdam und München.“ Warum? „Ich hatte das Gefühl zu lügen. Im Libanon Künstlerin zu sein ist schwer. Keiner versteht, was du machst. Viele denken, du spinnst.“ Sie erzählt von ihrem Kunststudium in Beirut und davon, wie irre es war, die Gauguins und Monets aus vergilbten Büchern abzumalen.

Wenn Al Solh in ihrem schnellen Französisch spricht, ist es, als würden Funken auf den Bürgersteig schlagen, auf dem wir am Abend zuvor noch lange diskutiert und getrunken hatten. Die junge Mutter ist eine der wenigen Künstlerinnen, die nicht nur filmt und fotografiert, sondern auch malt. „Die Malerei ist etwas Importiertes. Ich habe mich immer gefragt: Was davon ist unser Eigenes?“ Um das Eigene und das Fremde zusammenzubringen, hat sie sich ein Alter Ego geschaffen, den fiktiven Maler Bassam Ramlawi. Sie hat ihm ein Leben und Werk

erfunden, ja ihm sogar Retrospektiven gewidmet. So mischen sich schon wieder Realität und Fiktion.

Realität, das lernt man in Beirut schnell, ist ohnehin eine fragile Währung. Sie ist nur so lange gültig, wie die politische Wetterlage hält: Heute ist ein Mercedes ein super Auto, morgen kann er vor deiner Nase explodieren. Längst ist der Bürgerkrieg in Syrien über die Grenze geschwappt. Während über eine Million Syrer in das Nachbarland flüchteten, sprach Hassan Nasrallah, der Generalsekretär der Hisbollah, Syriens Herrscher Baschar al-Assad Anfang Juni seine Unterstützung aus. Kurz darauf schlug eine Rakete im Südbeiruter Hisbollah-Viertel ein, einige Wochen später explodierte dort eine Autobombe. Als Israel Ende August einen Palästinenserstützpunkt südlich der libanesischen Hauptstadt beschossen hatte, schrieb mir der Künstler Marwan Rechmaoui eine SMS: „Wenn du nicht musst, komm lieber nicht, die Lage wird langsam unberechenbar.“

Im Juni war das noch ein bisschen anders. Am letzten Tag besuche ich

Andrée Sfeir-Semler in ihrer Familienvilla in einem Vorort. Marwan Rechmaoui sitzt auf der grünen Bank im Garten und zieht an einer Zigarette: „Weißt du, die Wissenschaft will sich nicht wirklich mit der Geschichte beschäftigen, darum ist sie das Material für uns Künstler.“ Er selbst geht vor wie ein Wissenschaftler. Für seine Arbeit über die Beiruter Bezirke (es sind knapp 80) und die Entwicklung der Stadt recherchierte er mehrere Jahre. 2014 wird er wohl fertig sein. Wie er in dieser beständigen Unsicherheit überhaupt Kunst machen könne, frage ich, weil ich es noch immer nicht ganz begriffen habe. Er überlegt kurz, rührt in seinem Espresso, dann sieht er mich mit einem sanften Blick an: „Yalla! Dieser Ort ist dafür bestimmt so zu sein, es ist seine Essenz. Darum wird Beirut auch immer Beirut bleiben.“ Zumindest das ist hier eine Konstante. ×